

## DHULKA

*Dhulka* ist das somalische Wort für Heimat. Und meine Heimat war Mogadischu, die Hauptstadt von Somalia. Sie war es – weil es nach zwölf Jahren Krieg mein Mogadischu nicht mehr gibt und ich längst in Deutschland lebe. Doch solange es mein Mogadischu gab, war es für mich der Ort auf der Welt, der dem Paradies am nächsten kam. Es war *Dhulka*.

Ich denke oft an Mogadischu. Noch heute, elf Jahre nach unserer Flucht, gehen mir die Bilder nicht aus dem Kopf: das Blau des Indischen Ozeans, das Weiß der flachen Häuserreihen. *Chamer* hieß sie in unserer Sprache, die »weiße Stadt«. Mogadischu wurde sie von den Arabern genannt, und dieser Name bezeichnet einen Ort, an dem man eine Rast einlegt und Tee trinkt. Rast machen und Tee trinken, schwarzen Tee mit Milch und drei bis vier Löffeln Zucker ... Unser Tee muss süß sein. So lieben wir ihn.

Es gibt vieles, das ich vermisse. Die Nachmittage mit meinen Freundinnen am Indischen Ozean. Die wunderschönen Frauen abends auf den Straßen in ihren langen, farbenprächtigen *Dirrahs* aus feinem, transparentem Stoff. Die Märkte und Moscheen. Und die Düfte, die aus jedem Fenster, jeder Haustür kommen, Weihrauch oder eine Mischung aus Zucker, Parfüm und Gewürzen. In die Glut geworfen, zieht dieser Duft durchs ganze Haus und bis hinaus auf die Straße. Unsere Frauen beräuchern sich damit. Sie stellen das Glutbecken zwischen die Beine, und der Duft

zieht in ihre Kleider, dringt in jede Pore ihrer Haut. Alle Frauen, denen man auf der Straße begegnet, verströmen betörende Düfte. Das war meine Stadt, und ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, irgendwo anders hinzugehen. Das Leben erschien mir so einfach, so leicht. Niemals habe ich darüber nachgedacht, was morgen sein könnte. Wo man hinsah, blickte man in freundliche Gesichter, und jedes Gesicht schien zu sagen: Hier darfst du dich sicher fühlen, hier gehörst du hin, hier kannst du dich auf dein Glück verlassen. Das war Mogadischu.

Ich lebte im Lebensrhythmus dieser Stadt, ich konnte mich ihm gar nicht entziehen. Das ging vor Sonnenaufgang schon los, mit den Rufen der Muezzins. Jeden Morgen überraschen sie dich, wenn du gerade am tiefsten schläfst. Und immer beginnt es wie ein Traum. Aber allmählich wachst du auf und unterscheidest die einzelnen Stimmen, denn nie singen alle genau gleichzeitig. Ein Muezzin fängt an, dann fällt der nächste ein, später kommt ein dritter von irgendwo anders hinzu, und schließlich erschallen die Stimmen mit den vertrauten Worten von allen Seiten. Das ist unglaublich schön. Die ganze Welt steht still, und alles, was du hörst, sind diese Stimmen, die die ewigen Wahrheiten des Islams verkünden. Die Moschee in deiner Nähe ist natürlich die lauteste, aber man hört auch die anderen, entfernten wie ein Echo aus dem Weltall. Und genauso verstummen sie dann auch wieder, ein Muezzin nach dem anderen, und mit der letzten Stimme, die verklingt, bricht der neue Tag an. Wieder herrscht Stille, aber du weißt: Überall, in der ganzen Stadt, machen sich die Männer jetzt auf den Weg zur Moschee.

Um fünf Uhr wacht Mogadischu auf, um sechs Uhr wird es hell, und nun steht auch der letzte Langschläfer auf.

Bald dringt der Lärm der Märkte bis in die voll besetzten Teehäuser, und spätestens um neun Uhr drängeln sich vor allen Metzgereien die Frauen. Kein Somali würde es lange ohne Fleisch aushalten. Wir waren ein Volk von Nomaden, unser einziger Reichtum war früher das Vieh, und unsere Vorfahren kannten keine andere Nahrung als Fleisch. Täglich kommt es morgens frisch in die Läden, punkt neun Uhr, und wenn alles verkauft ist, dann ist für diesen Tag Schluss. Deshalb rangeln und kämpfen die Frauen von Mogadischu Morgen für Morgen um die besten Stücke.

Zur Mittagszeit verfällt die Stadt in Schlaf. Die Geschäfte schließen, die Straßen leeren sich, selbst den streunenden Katzen auf den Wellblechdächern wird es zu heiß, und Mogadischu dämmert vor sich hin. Aber in allen Häusern wird mit Inbrunst und Ausdauer gekocht. Stundenlang. Es wird regelrecht um die Wette gekocht. Bei den Düften, die aus deiner Küche kommen, muss deinem Nachbarn das Wasser im Mund zusammenlaufen. Und jedem, der gerade an deinem Haus vorbeigeht, müssen vor Appetit die Sinne schwinden.

Erst wenn die Sonne schon tief steht, gegen sechs, erwacht Mogadischu aus seinem Mittagsschlaf. Die Geschäfte öffnen eins nach dem anderen wieder, auf den Märkten fährt neues Leben in die Händler, und in allen Häusern machen sich junge Leute für den Abendspaziergang fertig. Du wickelst dir kunstvoll ein Tuch um den Kopf, legst dir einen Schal um den Hals und ziehst, sobald es dunkel geworden ist, los. Niemals allein natürlich, und schon gar nicht mit einem Freund! Am besten mit deinen Freundinnen, aber Vettern und Brüder tun es auch. Und immer kam es mir unter all den schön gekleideten, angenehm duftenden Menschen draußen in den Straßen dann so vor, als ob

ich jeden kennen müsste, als ob mich jeder kennen würde. Das waren die Augenblicke, in denen ich absolut sicher war: Dies ist deine Stadt, wo du ein Leben lang bleiben und eines Tages als alte Frau sterben wirst, nach einem guten Leben unter lächelnden Menschen.

Zwischen ein und zwei Uhr nachts leeren sich dann die Straßen, schließen die letzten Geschäfte, und nur hier und da sitzen noch welche vor ihren Häusern, plaudern und kauen *Khat*. Als Mädchen bist du natürlich längst schon wieder daheim – es sei denn, du hast irgendwo einen Innenhof gefunden, wo Hochzeit gefeiert wird. Wenn bei uns Hochzeiten gefeiert werden, ist nämlich jeder eingeladen. Man geht einfach hin, wenn man hört, dass irgendwo geheiratet wird. Und getanzt wird in jedem Fall, auch wenn sich das Paar keine Musiker leisten kann. Denn für die traditionelle somalische Musik braucht man keine besonderen Instrumente, es reichen ein paar Trommeln. Dann singt und klatscht die ganze Hochzeitsgesellschaft eben und tanzt zu den Klängen von Trommeln.

Manchmal, wenn ich auf einer Hochzeit war und den Eindruck hatte, zwei passen gut zusammen, habe ich mich gefragt: Wie wird es bei dir einmal sein? Wer wird dich heiraten? Und dann habe ich diesen Gedanken schnell wieder verscheucht. Offen gesagt: Ich wusste nichts von Liebe, und ich wollte auch nichts davon wissen. Ich war sicher, dass meine Mutter mir niemals einen Ehemann aufzwingen würde. Das war gut so. Denn so fiel es mir leicht, den Gedanken an einen Mann auf unabsehbare Zeit zu verschieben. Ich konnte mir unter der Liebe einfach nichts Angenehmes vorstellen. Und deshalb hatte ich jede Vorstellung von Liebe aus meinem Kopf verbannt. Du lebst heute, habe ich mir gesagt, in diesem Augenblick – warum sollst du an

etwas rühren, das nur mit Angst und Schmerzen verbunden ist?

Nein, ich habe damals keinen Gedanken an Liebe verschwendet. Genauso wenig, wie ich jemals versucht habe, mir ein Leben fern von Mogadischu vorzustellen. Fern von der Stadt, wo ich das Leben restlos schön fand.